

Dieser Rationalisierungsprozeß ist ohne Erfindung moderner Verhütungsmittel und ihren medizinischen Einsatz undenkbar. Er hat mit der Öffnung des Leibes im 18. Jahrhundert begonnen, mit dem aufgeklärten Blick in das Leibesinnere der Frau, und er hat in der „Dritten Welt“, in den USA, in der Volksrepublik China, in der Sowietunion oder hierzulande gleichermaßen gegriffen. Ziehen wir Bilanz, dann hat die Rationalisierung weiblicher Fruchtbarkeit mit immer neuen Varianten ein Massengrab von Frauen hervorgebracht: sei es der Mädchenmord in Indien mit Hilfe der Amniozentese, die Kriminalisierung des Gebärens durch Eugenik und Rassismus, Abtreibungsverbote et cetera, et cetera. (297)

Gebärzwang und Gebärverbot, unerfüllter Kinderwunsch und In-Vitro-Fertilisation, zuviele Kinder und Frauenkörper als Absatzmarkt für Pharmaprodukte, geschlechtsspezifische Selektion vor oder nach der Geburt, die Diskussion über die Tötung schwerstbehinderter Neugeborener, in die im Namen des „Selbstbestimmungsrechts der Frau“ auch die Zeitschrift *Emma* parteilich eingreift: Der Zweck scheint alle Mittel zu heiligen. Anna Bergmann zitiert dazu Günther Anders:

Eigentliche Humanität beginnt aber erst dort, wo diese Unterscheidung sinnlos wird: wo Mittel sowohl wie Zwecke von Lebensstil und Sitte derart imprägniert sind, daß angesichts von Einzelstücken des Lebens oder der Welt gar nicht mehr erkannt, ja gar nicht mehr gefragt werden kann, ob es sich bei ihnen um „Mittel“ handle oder um „Zwecke“: erst dort, „wo der Gang zum Brunnen so gut wie der Trunk“. (Günther Anders, 298)

Karin Lehner, Wien

Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie (WIDEE) Hg., **Nahe Fremde – Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht** (= Reihe Frauenforschung, Band 24). Wien: Wiener Frauenverlag 1993, 240 S., DM 39,00/öS 268,00, ISBN 3-900399-81-6.

„Nahe Fremde – Fremde Nähe“ versammelt die Beiträge einer Tagung, die im Herbst 1992 in der Steiermark stattgefunden hat, „um Antworten auf die gesellschaftlich brisante Thematik des Fremdwerdens und Fremdseins ... zu finden“ (7). Hinter der Abkürzung der Herausgeberinnen WIDEE – Wissenschaftlerinnen in der europäischen Ethnologie – verbirgt sich eine Gruppe von österreichischen Volkskundlerinnen.

Der umfangreiche Sammelband mit seinen 14 Beiträgen aus ethnopschoanalytischer, sprachwissenschaftlicher, historischer, philosophischer, germanistischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive dürfte bei vielen Leser/innen „Lust auf Mehr“ hervorrufen, wozu ausführliche Literaturangaben und Hinweise auf andere Publikationen der Autorinnen denn auch Anregungen bieten.

Die widersprüchlichen Dimensionen des modisch-zeitgeistigen Begriffs der „Multikulturalität“ und der ernstzunehmenderen Modelle

einer multikulturellen Gesellschaft sind Gegenstand gleich mehrerer Aufsätze. Die Volkskundlerin Claudia Schöning-Kalender setzt sich mit Entwürfen von Lebensformen im Zeitalter der Postmoderne auseinander, wo sich Gemeinsamkeiten und Identitäten scheinbar verloren haben und es nur mehr eine endlose „Spur von Differenzen“ (Claus Leggewie) gibt. Die Konsequenz einer postmodernen „Pluralität multikultureller Lebenswelten“ (Claus Leggewie) wäre ein radikaler Individualismus, dessen gesellschaftlicher Rahmen „sozusagen definitorisch das Recht auf Gruppenidentitäten und deren mögliche politische Notwendigkeit für Angehörige bestimmter gesellschaftlicher Gruppen negiert“ (69f).

In der Einleitung des Bandes stellt Elisabeth Katschnig-Fasch die Hypothese auf, daß sich der Mensch durch den „modernen Individualismus“ in einem Auflösungsprozeß von Zugehörigkeit und Einheitlichkeit befindet und damit zunehmend „seine Fremdheit und Abgründe erfährt“ (7). Ein Zustand der Verwirrung, in dem erkannt wird, „daß wir alle fremd sind und deshalb die Frage nach einem Zusammenleben mit Fremden neu stellen können“ (7), sei die Folge. Tatsächlich gehen ja in der Leistungs- und Konsumgesellschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts immer mehr mitmenschliche Zusammenhänge und Bezüge verloren, was zu Isolation und der Erfahrung von Atomisierung, Entwurzelung und Entfremdung führt.

Etwas unvermittelt werden aber nun die eigentlichen, von der Frauenforschung her motivierten Themen angehängt: „(e)inerseits die zur Fremden gewordene Frau, unsere Beziehung zu ihr und die Wahrnehmung von ihr, ihre Existenz in einer ihr fremden Umwelt, aber andererseits ... die geschlechtsspezifischen Antworten auf das Fremde, die zur thematischen Konkretisierung drängten“ (7). Es soll vor allem um die Beschäftigung „mit dem Prozeß der Fremdmachung der in unsere Gesellschaft ‚gewanderten‘ Frauen“ (9) gehen, und die Wege für ein (besseres) Zusammensein sollen „über die Erkenntnis unserer eigenen soziokulturellen Bedingung, unserer Produktion von Fremdheit – als selbst Fremde in einer patriarchalen Gesellschaft“ (7) führen. Dies ist wohl, gerade angesichts ausufernder und vielschichtiger Diskurse über der, die, das „Fremde“ allzu vereinfacht. Denn, wie kommt frau zu dem „wir“, das „der ‚nahen Fremden‘ entgegentritt, die der ‚fremden Nähe‘ als Metapher der gespiegelten Erfahrung gegenüber stehen soll“ (8)? Österreichische Frauen können sich wohl als das Andere (im Sinn von Simone de Beauvoir) in einer patriarchalen Gesellschaft empfinden, aber nicht als fremd im oben genannten Sinne, bestehen doch jenseits des Geschlechts „Gemeinsamkeiten“ (historische, kulturelle, soziale ...) mit hiesigen Männern. So klar und leicht ist die Verbindung zwischen „uns“ und den „fremden“ Frauen wohl keineswegs.

Die Sozialwissenschaftlerin Nora Räthzel geht in ihrem Aufsatz von der wesentlich differenzierteren These aus, wie sehr Bilder, die wir uns von anderen machen, mit unserer eigenen Vergesellschaftung, unserem mehr oder weniger widerständigem „Arrangement“ mit herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, zusammenhängen. Als Aufhänger dazu diente eine Umfrage über Vorstellungen, die 20

Studentinnen („eingeborene Deutsche“) zu den Begriffen „türkische Frauen, deutsche Frauen, türkische Männer, deutsche Männer“ haben. Auffallend am Ergebnis war, daß zwar deutsche und türkische Frauen gleichermaßen als Untergeordnete sowohl in der Familie als auch in den Geschlechterverhältnissen gesehen werden. Im Unterschied zur Beschreibung der türkischen Frauen als passive Opfer wurden jedoch die deutschen Frauen „als aktiv, wenn auch als aktiv sich unterwerfend“ (150), dargestellt. Ihnen stehe also ein – zumindest potentieller – Handlungsspielraum offen, der den türkischen Frauen aufgrund eines unterstellten „ausschließlich(en) Ausgeliefertsein(s) an unterdrückende Strukturen“ (151) verwehrt bleibe. Im Erkennen und Benennen derartiger, aus der eigenen Verstrickung in bestehende Verhältnisse entstehender, Widersprüche liegen aber, so Nora Rätzkel, auch Möglichkeiten zur Veränderung des alltäglichen Umgangs miteinander und Chancen für gegenseitige Lernprozesse. Da jedoch ein solcher Prozeß maßgeblich von rechtlichen Voraussetzungen bestimmt ist, bleibt die Grundbedingung für einen solidari-schen Umgang miteinander auf jeden Fall „die Durchsetzung gleicher politischer, bürgerlicher und sozialer Rechte für Einwandernde“ (170).

Eine ähnliche Position vertreten auch Dilek Çinar und Sabine Strasser in ihrem Artikel „Grenzziehungen in Österreich“, wenn sie anhand der Analyse von Entstehung und Konsequenzen der heute in Österreich wirksamen neuen Asyl- und Aufenthaltsgesetze zu der These kommen, „daß Lösungsvorschläge und Hoffnungen, die nicht vom Primat der Aufhebung rechtlicher Differenzen zwischen Inländerinnen und Ausländerinnen getragen werden, sowie die exklusive Verknüpfung von Rechten mit nur einer Staatsbürgerschaft zum Scheitern verurteilt sind“ (258).

Theoretisch anregend ist der – wichtige Debatten der letzten Jahre rekapitulierende – Aufsatz der Ethnologin Henriette Stevens „Kultur und Geschlecht. Feminismus als soziale Kritik“. Stevens spannt einen Bogen von den evolutionistischen Theorien des 19. Jahrhunderts (Johann Jakob Bachofen, Lewis Henry Morgan, Friedrich Engels) über wichtige Klassikerinnen der Frauenbewegung (Simone de Beauvoir, Kate Millet, Susan Brownmiller, Adrienne Cecile Rich) bis zur *Sex/gender-* und *Öffentlich/privat-*Diskussion der letzten Jahre. Fragen nach den Anfängen und Ursachen der Frauenunterdrückung, sowie allgemeine Quasi-Meta-Theorien, wie sie es nennt, scheinen ihr nicht geeignet, „Erklärungen für historisch und kulturell spezifische soziale Phänomene, wie es Geschlechterverhältnisse sind“ (79), zu liefern. Stattdessen sollten Ideologien, die die soziale Realität, aber auch die Geschichtsschreibung bestimmt haben, konkret sichtbar gemacht werden. Im Austausch mit kulturell „anders blickenden“ Forscherinnen könne Frauenforschung zu einem bewußteren Umgang mit unseren Kulturen und „Geschichten“ gelangen.

Die ambivalente Situation der Kärntner Sloweninnen erörtert die Pädagogin Marija Juric-Pahor, selbst Slowenin, in ihrem Beitrag „Zur Konstruktion des Geschlechterverhältnisses in nichtdominanten ethnischen Gruppen“. Die Lage der Sloweninnen sei durch einen doppelten Druck gekennzeichnet. Einerseits ist der Versuch, sich einen

Platz in der dominanten Mehrheitsgesellschaft „zu sichern“, mit massivem sprachlichen und kulturellen Anpassungsdruck verbunden. Auf der anderen Seite sanktioniert der Druck durch die Verbundenheit mit der Herkunftsethnie jedes Ausbrechen aus den traditionellen patriarchalen Strukturen als Verrat an der Ethnie.

Bei der Untersuchung der Lebenszusammenhänge und Geschlechterverhältnisse von Sinti- und Romafrauen betont auch die Historikerin Erika Thurner, daß die durch Unterdrückung und Diskriminierung in der österreichischen Gesellschaft bestimmte Position, „eine Pendelbewegung zwischen Identifikation mit und zugleich Abgrenzung von den dominierenden Institutionen dieser Gesellschaft, einen Balanceakt zwischen Sich-Einlassen und Distanzierung“ (318), erfordert.

In Interviews mit nach Andalusien ausgewanderten deutschen Frauen, bei denen die Kulturwissenschaftlerin Dorle Weyer den „individuellen Akkulturationsstrategien“ (345) der Migrantinnen auf die Spur kommen wollte, fiel ihr eine „regelrechte Migrationsmoral“ auf, innerhalb derer „Anpassung an die Mayorität die erste MigrantInnenpflicht zu sein“ (348) scheint. Weyer weist wiederholt auf die ausgeprägt individualistischen Vorstellungen der Interviewten hin, die sich in Äußerungen, wie: „die eigene Unabhängigkeit zu beweisen“ oder: „auf nichts und niemanden angewiesen“ zu sein, niederschlagen. Die Autorin zeigt, wie sich im Prozeß der Annäherung an eine Gesellschaft, in der sich die Migrantin mit ihrem „Da-Sein“, selbst als „illegitim“ wahrnimmt, kulturelrelativistisches Denken und Handeln entwickelt, das es den Betroffenen ermöglicht, im Rahmen einer „Hierist-alles-anders-Haltung“ verletzende Erlebnisse und unangenehme Erfahrungen zu ertragen und eine höhere Toleranzbereitschaft zu entwickeln. Wird dies von vielen Interviewten als „wertvoller Akkulturationsgewinn“ (356) gewertet, so sieht Weyer darin eher eine Strategie der Konfliktvermeidung und den Ausdruck der Angst vor direkten Auseinandersetzungen.

Ausgehend von den Ereignissen in Rostock, wo ein Asylbewerberheim gewaltsam angegriffen wurde und es nachfolgend zu tagelangen Auseinandersetzungen zwischen rechten Jugendlichen, deren Sympathisanten und der Polizei gekommen ist, versucht die Ethnopsychanalytikerin Maya Nadig, das komplexe Zusammenspiel von psychischen (Skinheads als Subjekte), gruppodynamischen (rechtsradikale Gruppen), gesellschaftlichen (Familie, Öffentlichkeit, Politiker, Polizei) und ökonomischen (Verhalten der Unternehmer) Prozessen aufzurollen, die ein solches Geschehen möglich machen. Die Angreifer des Asylbewerberheims waren vor allem Männer zwischen 15 und 25 Jahren. Das Zusammenspiel von sozialen und psychischen Transformationsprozessen kann in dieser Adoleszenzphase bei – die Desintegration begünstigenden – Verhältnissen, zu heftigen inneren und äußeren Konflikten führen. Als Reaktion auf die den eigenen psychischen Zusammenhalt bedrohenden Ängste werden regrediierte Abwehrmechanismen mobilisiert. „Projektion, Spaltung und Identifikation sowie Entwertung oder Idealisierung, Haß und Aggression sind dann die wichtigsten Funktionsweisen, um damit

fertig zu werden – im Alltag erscheinen sie in Form von Vorurteilen“ (27).

Rassismus entstehe also nicht durch die Ankunft von Fremden, sondern deren Anwesenheit diene als Kristallisationspunkt für bereits vorhandene Vorurteile. Nadig kommt schließlich zu der These, daß die von ihr analysierten psychischen Mechanismen häufig auch hinter dem Umgang „einer breiten Schicht von BürgerInnen und PolitikerInnen“ (21) mit der bedrohlich erlebten Gegenwart von Fremden stehen.

Empfehlenswert ist das Buch, das weitere Aufsätze und Kommentare enthält, vor allem wegen der Vielfalt der Themen und der engagierten und analytisch tiefgehenden Arbeit der Autorinnen innerhalb des multidisziplinären Feldes der Kulturwissenschaften. Diese Gelegenheit, auch ohne einschlägige „Vorbildung“ Einblick in relevante Diskurse zu bekommen, sollten sich interessierte Leser/innen nicht entgehen lassen.

Andrea Köck, Wien

Gisela Bock u. Pat Thane Hg., **Maternity and Gender Policies. Women and the Rise of the European Welfare States 1880s–1950s.** London/New York: Routledge 1991, 267 S., 1 Abb., 7 Tab., \$ 59,95, ISBN 0-415-04773-0 (Leinen); ISBN 0-415-04774-9 (Paperback).

Ann Taylor Allen, **Feminism and Motherhood in Germany, 1800–1914.** New Brunswick/New Jersey: Rutgers University Press 1991, 304 S., \$ 42,00, ISBN 0-8135-1686-2.

Valerie Fildes, Lara Marks u. Hilary Marland Hg., **Women and Children First. International Maternal and Infant Welfare, 1870–1945.** London/New York: Routledge 1992, 328 S., \$ 89,95, ISBN 0-415-08090-8.

Seth Koven u. Sony Michel Hg., **Mothers of a New World. Maternalist Politics and the Origins of Welfare States.** London/New York: Routledge 1993, 452 S., 14 Abb., 9 Fotos, 16 Tab., \$ 49,95, ISBN 0-415-90313-0 (Leinen); \$ 16,95, ISBN 0-415-90314-9 (Paperback).

In den letzten Jahren sind Mütter wieder verstärkt zum Gegenstand sozialstaatlicher Politik geworden. Diese (Re-)Politisierung hat die kontroversiellen Diskussionen um Mutterschaft als Ansatzpunkt für eine feministische Politik wieder belebt. Auch in der feministischen Forschung läßt sich eine neuerliche Annäherung an das Thema „Mutterschaft“ beobachten, mit deutlichen Verschiebungen der Forschungsinhalte von Analysen über die gesellschaftliche Relevanz des „Mutter-Seins“ hin zur Auslotung des Verhältnisses von Mutterschaft und Politik. Mit den politischen Dimensionen von Mutterschaft im Kontext der Entwicklung wohlfahrtsstaatlicher Politik und feministischer Bewegungen befassen sich auch die Autorinnen und Autoren der vorliegenden Bücher.